Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 243. Bromberg, den 24. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Heute aber war das Glück Raffaele besonders günstig gewesen. Er hatte die Brieftasche eines Fremden erbeutet und darin gegen 500 Lire Papiergeld gefunden. Außerdem enthielt sie noch eine Anzahl Photographien, anscheinend Frau und Kinder des Fremden darstellend, — und einen „Schnauzbart", wie ein Kreditbrief in der Taschendiebsprache hieß: er lautete über 60 000 Lire.

Pünktlich lieferte Raffaele noch am gleichen Tage die Hälfte der vorgefundenen Banknoten an den Professore ab und zahlte seinen Calonzi die versprochenen Anteile. Aber es blieben ihm noch immer über 200 Lire baren Geldes, in seinen Augen ein unermeßlicher Reichtum. Er kaufte sich ein neues Hemd und für Carmela außer einem Hemdchen auch noch ein richtiges Kleidchen.

Der Bestohlene aber fand zu seinem höchsten Erstaunen seine Brieftasche später in der Seitentasche seines Rockes wieder. Alles, außer dem Papiergelde, war noch drin. — Raffaele hatte sie, aus Freude über die gute Beute und weil er mit dem Kreditbrief und dem anderen Inhalt doch nichts anfangen konnte, dem Fremden, als er ihn eine Stunde später erregt den Toledo entlang stürmen sah, wieder in die Tasche praktiziert.

*

Zu derselben Stunde, als Raffaele diesen glücklichen Griff tat, der ihn in den Besitz eines kleinen Vermögens brachte, war auch sein Schwesterchen Carmela ein Glück widerfahren, das die Kleine von nun an für immer vor Not und Heimatlosigkeit schützen sollte:

Unter den unzähligen Wahrsagerinnen und Zauberinnen, die von Neapels Bewohnern — den ärmsten wie den reichsten — bei allen nur denkbaren Gelegenheiten zu Rate gezogen wurden, war eine der berühmtesten und gesuchtesten: Donna Assunta. Sie war eine kinderlose Witwe Ende der Dreißig, bewohnte seit vielen Jahren einen Parterreraum mit eigenem Eingang in der Lavinajostraße und war unter dem Namen „die Hexe vom Lavinajo" allgemein bekannt.

Bei diesem Weibe hatte Donna Giuseppa am Nachmittag vorgesprochen, um sich weissagen zu lassen, wann ihr Mann es endlich wagen dürfe, nach Neapel und zu seiner Familie zurückzukehren. Zu diesem Gange hatte sie außer ihren vier jüngeren Kindern auch Carmela mitgenommen. Die Hexe war sofort ganz vernarrt in die schöne Kleine, nahm sie auf den Schoß, liebkoste sie und vergaß vor Entzücken beinahe die Wünsche ihrer Kundin. Und als Donna Assunta gar erfuhr, daß Carmela nicht eines von Donna Giuseppas Kindern, sondern eine Waise sei, da erklärte sie sich sofort bereit, sie zu sich zu nehmen und für sie zu sorgen. Und dieser Vorschlag kam Donna Giuseppa nicht ungelegen; denn obwohl ihr Carmela recht lieb geworden, ärgerte sie sich doch oft, wenn immer nur dieses Kind bewundert wurde, während ihre häßlichen, breitmäuligen Sprößlinge unbeachtet beiseite standen. Auch übte Carmela über Donna Giuseppas Kinder bald eine Art Tyrannei aus, und alle ließen es sich von dem schönen und anmutigen Kinde ruhig gefallen. — „Ich kann es Euch zwar noch nicht fest versprechen", erwiderte Donna Giuseppa daher, „aber ich will es noch heute abend dem Bruder der Kleinen sagen und ihn dann gleich zu Euch schicken. Ihr mögt dann selbst mit ihm reden."

Und so geschah es auch:

Es ging schon auf elf Uhr, als Raffaele an die Tür der Hexe klopfte. Er kannte, wie jedermann im Mercato, Donna Assuntas Wohnung, hatte die berühmte Hexe selbst aber noch nicht gesehen, da sie fast niemals ausging, sondern ihre Tage und Nächte in dem Hintergrunde ihres düsteren Zimmers verbrachte.

Als eine tiefe heisere Stimme „Avanti"! rief, glaubte Raffaele, sich bei der Dunkelheit doch in der Tür geirrt zu haben, denn diese Stimme konnte kaum aus dem Munde einer Frau kommen. Vorsichtig öffnete er ein wenig und steckte den Kopf durch den Spalt ins Zimmer. Da sah er ein unförmig dickes Weib von abschreckender Häßlichkeit auf einem kleinen Schemel vor dem Feuer hocken. Sie rührte in einem eisernen Tiegel eine Flüssigkeit, die einen scharfen Gestank verbreitete. — irgendein Liebes- oder Verhexungstrunk für eine ihrer Kundinnen — und rauchte dabei eine dicke schwarze Zigarre. Ihr rohes, breites und warziges Gesicht hatte sie auf das Klopfen hin der Tür zugewandt und blickte nun höchst erstaunt auf den Knaben. Sie hatte an der Ähnlichkeit mit Carmela sofort erkannt, daß es der Bruder des hübschen Kindes sei; aber sie hatte einen älteren Menschen erwartet, da Donna Giuseppa ihre Zusage von dem Einverständnis des Bruders abhängig gemacht hatte.

„Nur herein!" dröhnte ihre unheimliche, tiefe Stimme. „Du bist also der Bruder der Kleinen? „Häh?" Ächzend und schnaufend brachte sie ihren kolossalen Körper auf die Beine und watschelte dem Jungen entgegen.

„Ja, ich komme wegen meines Schwesterchens", erwiderte Raffaele fast schüchtern. Abergläubisch wie alle seine Landsleute, flößte ihm die Hexe den größten Respekt ein, so wenig er auch sonst vor irgend etwas auf der Welt Furcht oder Achtung empfand. „Donna Giuseppa hat mir gesagt, daß Ihr bereit wäret, Carmela zu Euch zu nehmen. Ihr werdet es mir aber nicht verübeln, wenn ich erst mit Euch Rücksprache nehmen möchte, denn ich bin für das Kind verantwortlich und muß wissen, wohin ich es gebe."

Donna Assunta war zuerst sprachlos über die wohlgesetzte Rede des Neunjährigen und sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen von oben bis unten an. Dann ging ein freundliches Grinsen über ihr rohes Gesicht. Sie nötigte Raffaele, sich zu setzen, und bot ihm Süßigkeiten an. Und da sie seine Befangenheit bemerkte, sagte sie ermunternd: „Es ist nicht verhext, du kannst es ruhig essen!"

Allmählich verlor Raffaele seine Befangenheit. Und während er Süßigkeiten knabberte und die Hexe behaglich große Rauchwolken aus ihrer Zigarre in die Luft stieß, verhandelten die beiden über Carmelas nächste Zukunft.

Der Fisch erschießt den Angler.

Seltsame Unglücksfälle.

Von H. Ernst Uhde.

Zu den seltsamsten Ereignissen, zu denen die ungewöhnliche Hitze des vergangenen Sommers Anlaß gegeben hat, dürfte das Durchgehen eines Straßenbahnwagens in der englischen Stadt Bath zu zählen sein. Der Wagen fuhr eine steile Steigung hinauf, als es plötzlich immer langsamer ging, das Gefährt stillstand und schließlich in immer rascherer Fahrt sich nach rückwärts in Bewegung setzte. Alle Bemühungen des Führers und des Schaffners, den Ausreißer zum Halten zu bringen, erwiesen sich als vergeblich. Erst am Fuße des Hügels machte der Zusammenstoß mit einem anderen Wagen der Fahrt ein Ende. Die Untersuchung brachte zu Tage, daß die Asphaltdecke der Straße in der glühenden Hitze geschmolzen war und eine dünne Schicht einer ölartigen Flüssigkeit ausgeschieden hatte. Ein Teil davon war auf die Schienen gelaufen und hatte diese derart eingefettet, daß die Räder auf ihnen keinen Halt mehr fanden und auch die Bremsen jene nicht mehr zu halten vermochten.

Auf höchst seltsame Weise kam im vergangenen Jahre der Leutnant W. Maier vom Schweizer Bundesheer ums Leben. Bei einem Fluge über die Alpen versagte plötzlich der Motor, und dem Flieger blieb nichts anderes übrig, als sein Heil im Absprung mit dem Fallschirm zu suchen. Das Vorhaben glückte auch tadellos und der Leutnant landete in einigen hundert Metern Entfernung von der Absprungsstelle scheinbar sicher an einem Bergabhang. Aber es zeigte sich bald, daß man auch hier den Tag nicht vor dem Abend loben durfte. Das verlassene Flugzeug hatte seinen Weg fortgesetzt und war schließlich gegen einen schneebedeckten Abhang gestoßen und in Trümmer gegangen. Unglücklicherweise lag dieser Punkt fast gerade über der Stelle, wo der Flieger mit seinem Fallschirm gelandet war. Ein Teil des Schnees geriet ins Rutschen, wurde allmählich zur immer mehr anwachsenden Lawine, die den unglücklichen Leutnant, der sich vergebens bemühte, aus der Bahn des drohenden Unheils zu entkommen, unter sich begrub.

Flieger, deren Maschinen irgend etwas Unvorhergesehenes zustößt, müssen schnell von Entschluß sein, wenn sie im Kampf mit dem Schicksal nicht unterliegen wollen. In noch viel höherem Maße wurde solche Entschlußfähigkeit aber von einem gewissen Peter Burnand in Sheffield in England gefordert, der beim Fensterputzen in einer großen Fabrik ausglitt und in die Tiefe zu stürzen drohte. Er sah sich in einer richtigen Zwickmühle. Denn unter ihm befand sich ein Schmelzofen voll geschmolzenen Metalls. Der einzige Gegenstand, der den Absturz in dies glühende Grab verhindern konnte, war der Draht einer Hochspannungsleitung mit 1200 Volt Spannung. Burnand entschied sich für den Draht, und sein Entschluß erwies sich als richtig, denn, da er völlig frei an der Leitung hing, konnte ihm der elektrische Strom nicht schaden, und es gelang einigen Arbeitskameraden dann auch, den Abgestürzten unter Beobachtung aller erdenklichen Vorsicht rechtzeitig aus seiner gefährlichen Lage zu befreien.

Nicht selten spielen auch Tiere bei Unfällen eine ausschlaggebende Rolle. Der sonderbarste Vorfall dieser Art dürfte jener sein, bei dem vor einiger Zeit ein Fisch einen Angler erschoß. Richtiggehend erschoß, mit einer Flinte! Ein gewisser Clarence Geno aus Ontario in Kanada hatte beim Angeln einen prächtigen großen Fisch gefangen und seine Beute in das kleine Boot geworfen, von dem aus er seinen Sport ausübte. Am Boden dieses Bootes lag indessen Genos geladene Flinte. Durch die heftigen Bewegungen des noch lebenden Fisches wickelte sich nun die Angelleine um den Abzugshahn der Schußwaffe, diese ging los, und die Kugel drang Geno ins Herz. Er war auf der Stelle tot. — Tiere als Mörder sind in jüngster Zeit noch in zwei anderen Fällen bekannt geworden. Einmal stieß eine Katze eine an der Wand stehende Büchse um, die Waffe entlud sich und tötete die kleine Tochter des Hausbesitzers. Und ein andermal flog ein Huhn eines Farmers, der gerade beschäftigt war, auf seinem Hofe Selbstschüsse gegen Diebe auszulegen, gegen die Abzugsschnur, und die Schrotladung, die dem Farmer aus nächster Nähe in den Kopf drang, führte zu seinem sofortigen Tode.

Einen erfreulicheren Ausgang nahm ein ebenfalls höchst seltsames Abenteuer, das die Frau eines Farmers in Texas, Jessie Dear, erlebte. Aus dem Fenster ihres Hauses blickend, sah sie zu ihrem Erstaunen, daß die hölzernen Pfosten des nahen Stacheldrahtzaunes rauchten, daß aus den Drähten Funken sprühten und das trockene Gras nahe dem Zaune lustig an zu brennen fing. Frau Dear stürzte hinaus, um mit einem Eimer Wasser den beginnenden Brand zu löschen. In hohem Bogen flog der Inhalt des Eimers auf den Zaun zu, zugleich erhielt die Farmersfrau aber auch einen starken elektrischen Schlag, der sie rücklings zu Boden warf. Die Erklärung lag, wie sich später herausstellte, darin, daß in einiger Entfernung von dem Hofe der Draht einer Hochspannungsleitung auf den Drahtzaun gefallen war, diesen elektrisch geladen und der von Frau Dear geschleuderte Wasserstrahl diese Ladung dann weitergeleitet hatte.

Durch eine seltsame Verkettung von Umständen kam vor einigen Monaten eine arme alte Frau in Newyork auf tragische Weise ums Leben. Die Betreffende hatte eine einfache Speisewirtschaft am Broadway betreten, als sie auf einem Tische ein Brötchen liegen sah. Rasch griff sie danach und verzehrte es dann mit ihrem Frühstück. Wenige Augenblicke später brach sie zusammen und starb. Das Brötchen war vergiftet gewesen. Zur größten Verblüffung der mit der Untersuchung des Falles beschäftigten Kriminalbeamten wurde plötzlich gemeldet, daß im Waschraum derselben Speisewirtschaft ein Fremder tot zusammengebrochen sei. Man dachte zuerst an einen doppelten Mord oder vielleicht auch an einen vereinbarten Selbstmord. Keins von beiden traf zu, die Wahrheit war viel seltsamer und tragischer.

Man konnte ermitteln, daß der Fremde zwei vergiftete Brötchen in die Wirtschaft mitgebracht hatte, um sie dort zu verzehren und so seinem Leben ein Ende zu machen. Er aß das erste, wurde von Unwohlsein befallen, ging hinaus und erlag der Wirkung des Gifts. Kurz darauf kam die alte Frau in das Lokal, sah das zweite Brötchen scheinbar herrenlos liegen, nahm es an sich und aß dann, nichts Böses ahnend, die zweite Hälfte des Giftes, dessen erste bereits dem Selbstmörder ein Ende bereitet hatte.

Am Seil.

Skizze von Georg v. d. Gabelentz.

„Achtung! Steine!" — Schon kracht, klappert, klirrt es droben, wo die österreichische Grenze über die Gratzacken klettert. Es spritzt und springt um Doktor Groderer herum, Schwefelgeruch zieht im Winde, dann tönt aus der Tiefe, in die zu Stücken zersprengt der Block hinabflog, das Rasseln der auf Schutt auftreffenden Brocken. Der Doktor hat sich auf den Warnruf des Führers an den Felsen gepreßt, wo ein Überhang die schmale Gratstelle deckt. Bangend starrt er den Steinen nach, das Seil, das empor läuft zu Michel Egger, mit den Fäusten umklammernd. Gott gebe, daß den keins der bösen Geschosse traf! Aber auch Egger, der bewährte Felssteiger, der Freund auf mancher wagemutigen Bergfahrt, scheint rechtzeitig Deckung gegen diesen teuflischen Gruß des Gipfels gefunden zu haben.

Nach einer bangen Minute, in der man ein etwa noch nachpolterndes Geschoß erwarten muß, löst sich Groderer vom Überhang und tritt gegen den Absturz, hinaufzuhorchen, denn sehen kann er bei der jäh emporgetürmten Wand den Führer nicht. Doch schon tönt dessen Stimme: „Ist gut gangen, Herr?"

Groderer bestätigt, daß er heil geblieben ist, und ruft dem andern zu, daß er nunmehr das letzte schwere Wandstück angehen werde.

Lange schon stand der Gipfel auf seinem Programm, dies Jahr, da ihm die Verhältnisse das Tor zu dem geliebten Tirol zuschlugen, hat er sich die Tour vorgenommen. Michel Egger war von ihm von Tirol herauf nach Deutschland beordert worden. Groderer mochte mit keinem anderen Begleiter gehen, so treffliche Felssteiger auch im Bayerischen lebten.

Und wieder klomm der Doktor Meter zu Meter empor. Es ging verdammt schwer, kaum fanden Hand und Fuß Halt am glatten Gestein. Droben zog Egger Zoll für Zoll das starke Seil an, seinem Herrn zu sichern.

Jetzt trat ein schmales Gesims aus der Wand hervor, und Groderer blieb verschnaufend einen Augenblick stehen. Drüben leuchteten, fast zum Greifen schien's, die rötlichen Felsen des Wettersteins, von der Morgensonne goldbekränzt. In den Tälern hatten die Nebelfeen ihre zarten

„Du sollst natürlich auch weiterhin das Recht haben, über dein Schwesterchen mitzubestimmen", sagte die Hexe, als Raffaele noch immer zögerte.

„Diese Frage würde mir keine Sorge machen", erwiderte der Knabe, „wenn Ihr nicht gerade die Donna Assunta wäret. Ich habe mir schon einmal mein Schwesterchen mit Gewalt wiederholen müssen, als man sie ins Findelhaus bringen wollte. Fragt nur Donna Giuseppa! Aber bei Euch . . ." — Er wiegte bedenklich den Kopf und kraute sich die dicken Locken. — „Was könnte ich tun, wenn Ihr übernatürliche Mittel anwendet, um mir Carmela zu entziehen?"

Auch über diesen Punkt gelang es Donna Assunta endlich, Raffaele zu beruhigen; und als er dann auf das Verpflegungsgeld zu sprechen kam, wehrte sie fast entrüstet ab: „Meinst du, ich würde mir meine Sorge für die Kleine bezahlen lassen? — Nein, das hat Donna Assunta nicht nötig, sich von einem armen Jungen, der sein Geld schwer verdienen muß, auch noch bezahlen zu lassen! Davon kann keine Rede sein! — Deinem Schwesterchen soll es bei mir an nichts fehlen, und ein Bettchen soll es bekommen, wie eine kleine Principessa!"

Da schlug Raffaele ein und versprach, Carmela am anderen Tage der „Hexe vom Lavinajo" zu bringen. So entschied sich Carmelas Schicksal für ihre ganze Jugend. Und Raffaele hatte nicht schlecht gewählt: Eine liebevollere Pflegemutter als dieses häßliche und berüchtigte Weib hätte er für sein Schwesterchen in ganz Neapel nicht finden können.

9.

Wenn es der Neapeler Polizei noch nicht geglückt war, der expresserischen Tributerhebung von seiten der Camorra ein Ende zu bereiten, so hatte das energische Zugreifen des Präfekten Alfredo Colnaghi immerhin einen wichtigen Erfolg gehabt: Die gewalttätigen Verbrechen, wie Raub, Einbruch und Mord, hatten sich seit jener Massenverhaftung sehr verringert, denn die „schöne und geehrte Gesellschaft" durfte ihre noch in Freiheit befindlichen Mitglieder, die zur Fortführung der Organisation dringend benötigt wurden, nicht auch noch der Festnahme aussetzen. So hatte auch Raffaele zu seinem Kummer bisher noch keine Gelegenheit gehabt, für den Verbrecherbund tätig zu sein. Heute aber hatte er eine Aufforderung erhalten, sich abends in der Wohnung des „großen Tore" einzufinden.

Dieser hatte in seiner Eigenschaft als Vize-Capintrito des Mercato-Bezirks schon verschiedentlich bei Luigi Mazella, dem obersten Führer, angefragt, ob man denn den Enrico Galanti, jenen Polizeispitzel, den der Polizeirat Coppola damals an die Polizei verraten hatte, noch immer nicht beseitigen dürfe, denn die ganze Tätigkeit der Mercato-Abteilung, selbst die Erhebung der Abgaben, wurde durch diesen Verräter behindert. Obschon man möglichst viel vor ihm geheimhielt, konnte man ihm doch nicht alles, was die Gesellschaft betraf, verbergen. Er hätte sonst gemerkt, daß er als Spitzel erkannt war, und sich durch die Flucht aus Neapel der Rache des Verbrecherbundes entzogen. Und das durfte nicht geschehen: Wer an der Camorra zum Verräter geworden war, den m u ß t e mit tödlicher Sicherheit die Strafe treffen; denn gerade in diesem unentrinnbaren Schicksal entdeckter Verräter lag ja die furchtbare Macht der „schönen und geehrten Gesellschaft".

So ahnte der Polizeispitzel nichts davon, daß er längst entdeckt war und von seinen Genossen dauernd beobachtet wurde: Sie wußten genau, daß er an jedem Samstag gegen zehn Uhr abends den Polizeikommissar des Mercato-Viertels in einer Verkleidung in dessen Wohnung aufsuchte, um ihm den wöchentlichen Bericht zu erstatten.

Endlich nun hatte der große Tore von Mazella die Erlaubnis erhalten, die Strafe an dem Verräter vollziehen zu lassen, denn es war nun, nach so vielen Wochen, kaum mehr zu befürchten, daß der Polizeirat Coppola dadurch bei seiner Behörde in Verdacht geraten könne.

Das Herz schlug Raffaele höher, als er pünktlich zur befohlenen Stunde die Wohnung des großen Tore betrat: sollte er doch zum ersten Male für die „schöne und geehrte Gesellschaft" das nicht unwichtige Amt eines „Pfahls" übernehmen.

Der riesige Camorrist empfing ihn freundlich, aber zu Scherzen schien er diesmal nicht aufgelegt. „Du sollst einen sehr wichtigen Auftrag für uns ausführen", begann er ernst. „Zeigst du dich dabei unzuverlässig und richtest Unheil an, so geht es dir schlecht! — das weißt du wohl? Machst du aber alles richtig, wird es zu deinem Vorteil sein. Ich will dich jetzt einem Herrn vorstellen, dessen Anordnungen du genau zu befolgen hast. Wer dieser Herr ist und was er vorhat, — das geht dich nichts an! Von dem Augenblick ab, wo du dieses Zimmer verläßt, kennst du ihn nicht mehr, — hast ihn nie im Leben gesehen! — Verstanden?"

„Ja."

„Und du gelobst, dein Bestes zu tun und verschwiegen zu sein?"

„Ich gelobe es Euch, — beim Bilde der heiligen Madonna del Carmine!" Raffaele beugte sich, dem camorristischen Brauche folgend, über die Hand des Capintrito und küßte sie.

„Nun gut!" — Der „große Tore" trat an die Tür zum Nebenzimmer, vor der er damals jene scherzhafte Szene aufgeführt hatte, öffnete und sagte, in den Raum hineinsprechend, kurz: „Komm! Hier ist dein Pfahl für morgen abend!" Dann nickte er Raffaele ermunternd zu, setzte seine Mütze auf und verließ die Wohnung.

Aus der Tür war der „Herr" getreten, von dem Tore gesprochen hatte: ein junger Bursche von jenem unheimlichen und tierischen Gesichtsausdruck, den man öfters bei dem niederen Volke Neapels findet und der an die Züge kannibalischer Völkerschaften erinnert. Seine Bekleidung bestand in einer weiten Trichterhose, einem Hemd und einer bunten Zipfelmütze. Die Jacke hatte er lässig über die linke Schulter gehängt. — Es war der Camorrist, der durch das Los zum Vollstrecker der Strafe an dem Spitzel bestimmt worden war. — Dieser Mensch musterte Raffaele lange und schweigend mit fast finsteren Blicken. Dann fragte er ohne irgend ein Wort der Begrüßung: „Wie alt bist du?" — — „Neun oder zehn Jahre? Hm — genau weißt du's wohl nicht? — Jedenfalls noch ein bißchen jung! — Und du bist ein Taschendieb, wie mir der Capintrito sagt? — Gelernter oder ungelernter?" — „So, so? Und singen kannst du auch?" — — „Gut! Und hast du vier oder fünf zuverlässige Kameraden?"

„Meine vier Calonzi. Sie sind erprobt und mir ganz ergeben", erwiderte Raffaele ruhig und sicher.

Der Camorrist nickte befriedigt. Der neue Pfahl schien ihm Vertrauen einzuflößen. Und ein wenig freundlicher als bisher fuhr er fort: „Nun paß gut auf: Morgen abend von elf Uhr ab wartest du, möglichst versteckt, mit deinen vier Calonzi an der Ecke der Barre-Gasse und der Candelari-Straße. Sobald nun vom anderen Ende der Barre-Gasse — also vom Markt her — fünfmal hintereinander ein Katzenschrei ertönt, stimmst du ein Lied an und gehst mit deinen Kameraden zusammen gemächlich die Barre-Gasse entlang. Es wird dir dann ein kleiner schmächtiger Mensch entgegenkommen, der voraussichtlich in der Mitte der Gasse — von dir aus rechter Hand — in ein Haustor eintreten wird. Sollte außer diesem Menschen aber noch irgend jemand in der Gasse auftauchen, so hast du deinen Gesang sofort abzubrechen! Im anderen Falle setzt du deinen Gesang fort, bis ihr die ganze Barre-Gasse durchzogen habt. Den Kehrreim des Liedes sollen die anderen Jungen, wie üblich, im Chor recht laut wiederholen und dabei möglichst viel Lärm mit den Tamburins machen. Und zwar sollst du es so einrichten, daß der Chor gerade dann einfällt, wenn der Mann in das Haus eintritt. Natürlich muß sich alles ganz ungezwungen anhören. Das ist die Hauptsache dabei! — So, nun wiederhole deinen Auftrag!"

Raffaele tat, wie ihm geheißen.

„Richtig!" sagte der Bursche befriedigt. „Und wenn du deine Sache gut machst, wirst du stets, jetzt oder später, auch auf meine Gefälligkeit rechnen können."

(Fortsetzung folgt.)

Schleier aufgehängt. Der ferne Ton einer Glocke, die zur Frühmesse rief, flog leise bis zur luftigen Höhe der beiden Männer. Unter ihnen gähnte der Abgrund.

Obwohl der Steinfall eben ihm nichts getan, überkam Groderer mit einemmal, während er schwer atmend rastete, ein sonst nie gekanntes Gefühl von neuer drohender Gefahr. Es war nicht das Bewußtsein, auf einer schweren Bergtour zu sein, das kannte er wohl, ohne zu bangen, — es war irgend etwas anderes. Plötzlich beschlich ihn die Angst vor etwas Unsichtbarem, Furcht vor der Hand des Berggeistes, der aufgeschreckt war und den Eindringling aus seinem Reich zurückweisen würde . . .

Ein dummes, ein verfluchtes Gefühl! War es nicht unsinnig, da die Steine eben, ohne ihn oder Egger auch nur zu streifen, vorübergeprasselt waren, da kaum hundert Meter sie vom Gipfel trennten und das feste Seil sie verband?

Man mußte diesen rätselhaften Gedanken von sich schütteln! Man durfte auf dem schmalen Sims nicht ewig stehen bleiben, denn wie leicht konnte ein jäh aufstürmender Windstoß den Kletterer von der Wand reißen.

„Obacht, Egger, ich steig weiter!" rief Groderer empor, und sogleich spannte sich das Hanfseil wieder.

Der Doktor spähte hinauf, suchte mit tastender Hand nach einem Vorsprung im Gestein, schob vorsichtig den Kletterschuh auf eine handbreite Platte zur Linken, stemmte das rechte Knie in einen Riß. Sein Atem ging schwer, das Herz hämmerte.

Jetzt erfühlt die Rechte einen Griff an einem kleinen vortretenden Block, da gleitet das Seil schnurrend über eine Kante, und nun sieht Groderer etwas, das ihm das Blut in den Adern gerinnen läßt. Die Fasern des Seils sind halb durchschnitten. Einer der fallenden Steine muß es mit messerscharfer Kante getroffen haben. Wenn Egger es zu stark anzieht oder der Kletterer strauchelnd sein Gewicht daran hängt, muß der dünne Hanffaden, der ihn ans Leben bindet, reißen. „Ich wußte es", fährt es Groderer durch den Kopf.

Doch mit der klaren Erkenntnis der Gefahr wird der Doktor ruhiger. Nur keine rasche Bewegung, sonst wird ein Sturz die Folge sein. Selbst die Anstrengung eines lauten Rufes muß vermieden werden. Ganz gelassen meldet Groderer nach oben, das Seil sei halb zerschnitten, Egger möge es nur vorsichtig einholen. Er werde versuchen, ohne dessen Hilfe die Stelle zu überwinden.

„Gut, Herr!" tönt es herab, „nur langsam. Ich steige ein paar Meter zu Ihnen herab!"

Das Seil baumelt. Groderer weiß, ein Griff, der unter seiner Hand ausbricht, ein Gleiten der Bastsohle seines Kletterschuhs, und es ist das Ende.

Der Kletterer arbeitet sich empor, getrieben von dem festen Willen des Sieges.

Er sieht nicht die glühende Pracht der Morgensonne. Sie scheint ihm nicht, die erwachenden Täler winken ihm nicht zu, das Läuten der Glocken tönt ihm nicht mehr! Es gibt für ihn nur noch den harten Fels, mit dem er um sein Leben ringt.

Und er schiebt sich weiter hinauf, Zoll für Zoll. Jetzt strafft sich vorsichtig das Seil, die Schroffheit der Wand nimmt ab, über einem eingeklemmten Block spreizt sich in schmaler Felsrinne der getreue Egger. Noch einige Klimmzüge, und Groderer drückt sich aufatmend neben den Führer in die Nische.

Wenige Minuten später rasten die Bergsteiger am Gipfel.

Ein stummer Blick, hier über die Weite nach Deutschland und dort zu den Felshäuptern und Schneerücken Tirols wird den beiden Männern zum Dankgebet. Michel Egger betrachtet mit ernster Miene das Seil.

„Herr", sagt er, „halb hat's der Stein durchgeschnitten, grad, als wenn's der Teufel gemacht hätte."

Und er zerriß die letzten Fasern, um die Enden neu zusammen zu knüpfen.

Groderer sieht ihm zu. „Hat uns halt doch zusammengehalten, Tirol und Deutschland, trotz allen Teufeln", antwortet er dankbar.

Gottes Sonne glüht über den Gipfeln.

Abschiedskuß mit Großrabatt.

Kleine muntere Sache von **Oskar H. Reiner.**

So geht es manchmal im Leben: wochenlang läuft man daran vorbei, und mit einem Schlage geht einem dann die Geschichte auf. So ging es mir auch diesmal. Kürzlich hatte ich in der schönen Stadt Hamburg zu tun, und beim Lösen einer Bahnsteigkarte ging mir plötzlich ein Seifensieder auf: Richtig, der Kartenpreis war auf einen Groschen herabgesetzt worden!

Na, da haben sich aber die Verlobten gefreut! Bisher war das nämlich ein teurer Spaß mit dem Abschiednehmen. Zwanzig Pfennige, zwo ruhige runde Groschen kostete so eine kleine, braune Karte, die zum Betreten des Bahnsteigs ermächtigte. Allerdings gab es auch etwas dafür, sozusagen eine mehr mund- als handfeste Gegenleistung in Gestalt von einem halben Dutzend Küssen, aber immerhin — zwei Groschen sind zwei Groschen, und wenn man z. B. nur das bescheidene Einkommen eines Bureauangestellten hat, können solche Kleinigkeiten — besonders wenn sie sich im Monat häufen — verflixt auf die Nerven beziehungsweise auf den Geldbeutel fallen.

Man vergesse nicht, daß es wahre „Großabnehmer" auf diesem Sondergebiet gibt, das der Reichsbahn schon so viele angenehme Einnahmen ohne Kohlen- oder Wagen-Unkosten gebracht hat. Wenn der Mann z. B. in der Stadt beschäftigt ist und das Fräulein Braut hingegen vierzig Kilometer entfernt, dann gaben vier Besuche monatlich schon 80 Pfennige „Kußgeld". Auf diese acht Groschen gibt's jetzt also 50 v. H. Rabatt — angenehme und zweckmäßige Sache! —

Allerdings gab es noch den Ausweg, die Abschiedsküsse in der Bahnhofshalle, also draußen vor der Sperre, auszutauschen, aber das war nicht jedermanns Geschmack. Ganz besonders werden sich diejenigen Verlobten freuen, die sogenannten „blinden Liebespassagiere", die überhaupt nicht abfuhren, sondern die Bahnsteigkarte nur lösten, um einmal umrahmt von der malerischen Dekoration eines qualmenden D-Zugs ungestört ein paar herzhafte Küsse austauschen zu können. So billig wie jetzt kriegen sie's nie wieder im Leben.

Überhaupt diese Abschiedsküsse! Neulich las ich in einem Liebesroman folgendes: „. . . und der Oberst drückte Elsa zum Abschied an sein Herz und küßte sie — — während der Graf mit der Pistole in die Tür trat — — und der Oberst küßte sie immer wieder, die glänzende, scharfgeladene Waffe — — und der Graf fiel der Tür um den Hals — — fiel dem Obersten um den Hals — — liebkoste die Pistole — — drohte mit der scharfgeladenen Tür — — sank mit den Knien auf den Fußboden — — und Elsa fiel ihm jubelnd um den Hals und küßte ihn — — küßte den Fußboden . . ." — —

Da habe ich mit der Lektüre aber aufgehört! Es hat ja keinen Zweck, Romane in einem rücksichtslos schüttelnden Autobus zu lesen, der nicht nur Menschen, sondern auch die Zeilen durcheinanderwirbelt . . .

Bunte Chronik

Auffindung einer „Bärenjägerkultur".

Die seit dem Frühjahr betriebenen und jetzt abgeschlossenen Grabungen, die die „Landesanstalt für Vorgeschichte" in Halle in der Ilsenhöhle unterhalb der Thüringer Burg Ranis vorgenommen hat, haben zu einem völligen Erfolg geführt. Man hat eine „Bärenjägerkultur" festgestellt, und es sind neben Knochen des Höhlenbären, des Rothirsches und neben Funden von Mammut-Elfenbein auch zahlreiche Jagdgeräte eines Bärenjägers aus der Voreiszeit entdeckt worden. Diese Lanzen, Pfeilspitzen und Schaber aus Feuerstein sind in solcher Reichhaltigkeit und Eigenart noch nicht gefunden worden. Sie verraten einen beachtlichen Stand der damaligen Kultur.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.